

III.

Es hängt, während ich dies schreibe, Heine's
Portrait von Kiez gezeichnet über meinem Tische
und da ich ein um's andere Mal hinauffehe, ruft
es mir den Todten, wie ich ihn zuletzt gesehn,
mit beinahe wunderbarer Treue vor die Augen.
Ja das ist er, der bei so viel Güte so grausam,
bei so viel natürlicher Bartheit so wild und aus-
gelassen, bei so viel Wiß und Laune so todes-
traurig sein konnte, der Dichter der Mondnächte,
des Meers, der Nachtigallen und der blühenden
Linden, der so gräßlich endete! So saß er, wäh-
rend Tausende im fernen Deutschland auf dem
Rahne, vom Berg herab, vom Sims der Burg-
ruine ins Thal herunter seine Lieder sangen —

Jahr um Jahr im Lehnstuhl, zu Tode traurig,
bei dem vollsten Drang nach Lebensgenuß vom
Leben abgeschnitten...

Es gibt mehrere Bilder von Heine. Ary
Schefer, der große, sinnige Meister, mir doppelt
werth, weil er so viel Liebe und Verständniß für
deutsche Poesie besitzt, hat ihn in früherer Zeit
gezeichnet, im Alter von dreiunddreißig Jahren
ungefähr mit langem Haar, bartlos, ohne Hals-
tuch — es ist ein schöner Kopf und es mag dies
der Dichter des „Buchs der Lieder“ sein, aber
ich habe Heine so ganz anders aussehend gekannt,
daß dies Portrait für mich keinen Werth hat.
Es blickt mich fremd und unbekannt an. Aus
Heine's Lazarustagen ist ein anderes Bild von
Gleyre vorhanden, das zuerst in der Revue des
deux Mondes erschien und später der französischen
Ausgabe der Reisebilder beigelegt wurde. Es ist
ähnlich, aber es befriedigt mich auch nicht. Heine
ist hier nicht allein, nicht unbelauscht, er liegt

auf dem Paradebett vis-à-vis den zwei Welten. Wie er in Trauer versenkt in seinem Fauteuil zu sitzen pflegte, wenn ihn die Wärterin aus dem Bett gehoben, wie er da sann und träumte, bis ein neues Lied in seiner Seele aufging, so hat ihn Kiez aufgefaßt und es gebührt dem Künstler für sein sprechend ähnliches Bild der wärmste Dank.

Julius Campe, nicht nur Heine's Verleger, sondern auch einer seiner treuesten Freunde, veranlaßte die Zeichnung. Sein Wunsch war ein Selbstbild von Heine zu besitzen und er bat ihn darum. Heine sagte, daß seine Jammergestalt dies nicht gestatte. Man sprach hin und her und Campe bemerkte, daß sich Heine's Züge, der ganze Kopf gegen früher veredelt hätten. „Veredelt?“ lächelte dieser. Campe wiederholte seine Aeußerung. „Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?“ Es geschah. „Nun dann soll ein Maler das Bild in schwarzer Kreide liefern.“

Campe war bei den verschiedenen Sitzungen gegenwärtig, die Zeichnung entstand unter seinen Augen. Als der Kopf fertig auf dem Papier stand, brachte er ihn zu Frau Mathilde. Sie erschraf. „Er sieht ganz blind aus!“ sagte sie. Campe erwiederte, das sei nach der Natur. „Ist er nicht ähnlich?“ „Zum Erschrecken ähnlich,“ sagte sie, „aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben. —“ „Gut, wir haben den Maler hier, er soll es versuchen, ob er Ihrem Wunsche genügen kann.“ Er machte den Versuch und ging, um den andern Tag das Bild zu vollenden. Abends traf ihn Campe wieder und bat ihn, das Bild mit den geschlossenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere der Frau zu lassen. Als am andern Morgen die Arbeit fleißig fortgesetzt wurde, bat Heine: „Lassen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen.“ Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück. „Das ist eine Lüge,“ sagte er. Das andere betrachtete

er eine Weile und seufzte: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude.“

So am Fenster, im Fauteuil, wie das Bild ihn zeigt, verbrachte Heine gewöhnlich den ganzen Vormittag. Die Mappe lag auf seinen Knien und mit dem Bleistift auf einzelne Blätter schrieb er seine Verse und das der Welt noch unbekannte, mehrbändige Buch seiner Memoiren. Man muß nach seinem Tode ganze Stöße dieser Papiere aufgefunden haben, denn er schrieb weit, mit großen Buchstaben und nur auf eine Seite der Bogen. Alles ist von seiner Hand, Nichts wurde diktirt, außer Briefe, nur die Reinschrift besorgte der Sekretär. War der Kranke müde vom Arbeiten oder nicht in der Stimmung, machte Frau Mathilde die Vorleserin. Sie hat ihm ohne Ausnahme alle Romane Alexander Dumas' vorgelesen, denn Heine liebte und schätzte diesen fruchtbaren, lebendigen und erfindungsreichen Geist

und fand in seinen leichtgeschriebenen Büchern die ergößlichste Zerstreuung. Aber viele seiner der Lektüre gewidmeten Stunden nahmen Werke ernsthafterer Gattung in Anspruch. Es waren keine solchen, die zu ihm als Künstler und Dichter in irgend einer Beziehung standen — man darf hier weder auf Kunstphilosophie noch Literaturgeschichte rathen — es waren Werke, die mit seinem Leiden in dem schrecklichsten Zusammenhange standen. Er hatte in den letzten Jahren die ganze Physiologie, Anatomie und Pathologie seiner Krankheit auf das Fleißigste studirt und die Schriften von Hesse, Albers, Andral und vornehmlich von Romberg waren ihm ganz geläufig geworden. Aber er war es gewohnt, auch hier seine Kenntnisse zu ironisiren. „Meine Studien,“ pflegte er zu sagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung fu-

riren.“ So hatte er auch einmal einem Besuche scherzend gesagt: „Meine Nerven sind so besonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden auf der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Glend erhalten.“

Aussprüche, würdig eines humoristischen Ritters!